



Empfang des Friedensnobelpreises, Oslo 2004

# Das eigene Licht zum Leuchten bringen

FARAH LENSER PORTRÄTIERT DIE  
FRIEDENSNOBELPREISTRÄGERIN  
WANGARI MUTA MAATHAI

# M

Mama Miti – Mutter der Bäume – so wird sie liebevoll von ihren Landsleuten in Kenia genannt. Dort begann Wangari Maathai vor mehr als 30 Jahren damit, arme Frauen auf dem Lande mit einheimischen Baumsetzlingen zu versorgen und sie zu ermutigen, Bäume zu pflanzen. Ein Vorhaben, für das sie damals von vielen belächelt wurde, auch wenn sie schon 1984 den Right Livelihood Award, besser bekannt als der Alternative Nobelpreis, für ihren Einsatz für die Wiederaufforstung Kenias bekam. Inzwischen sind auf Grund ihrer Initiative nicht nur 40 Millionen Bäume in Kenia gepflanzt worden – mehr als das Land Einwohner zählt –, sondern sie erhielt für ihr Engagement 2004, genau zwanzig Jahre später, auch den Friedensnobelpreis. Das norwegische Nobelpreiskomitee würdigte damit eine Frau, die zum Weltfrieden beiträgt, indem sie immer aufs Neue zeigt: Dieser Frieden kann nur gesichert werden, wenn die natürlichen und lebensnotwendigen Ressourcen verantwortlich und nachhaltig geschützt werden.

Foto Wanjira Mathai



Wangari Maathai pflanzt einen Baum vor dem Hotel "Outspan" in Kenia am Tage des Erscheinens ihrer Autobiographie "Afrika, mein Leben / Erinnerungen einer Unbeugsamen".

Foto Cassandra Pataky



Setzlinge in einer Baumschule

Foto Cassandra Pataky



Für die Thika-Baumschule werden Samen gesammelt



Uhuru Park, Nairobi



Die Setzlinge werden in einer Baumschule gewässert.



Baumpflanzen im Aberdares Wald

Ich begegnete Wangari Maathai, die immer in traditionellen afrikanischen Kleidern auftritt, zum ersten Mal 2004 bei der Verleihung des Petra-Kelly-Preises der Heinrich Böll Stiftung in Berlin. Sie hatte sich gewünscht, dass Klaus Töpfer ihre Laudatio halten sollte, denn er hatte sie in den 90er Jahren vor den Verfolgungen der Sicherheitskräfte des Autokraten Daniel arap Moi beschützt. Töpfer – damals Direktor des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP) – hatte ihr im UN-Gebäude in Nairobi Zuflucht gewährt. In Berlin erzählte er, dass fast jedes Mal, wenn er Wangari Maathai traf, ihre Hände voller Erde gewesen seien: Sie war dann wieder einmal dabei, einen Baum zu pflanzen – und auch Klaus Töpfer hatte sie davon überzeugt, dabei mitzuhelfen.

Der Biologin und Professorin für Veterinärwissenschaften an der Universität in Nairobi wurde schon früh klar, dass die Armut der Frauen auf dem Lande Folge einer falschen Landwirtschaftspolitik war. Einer Politik, die profitable Monokulturen förderte und damit das Wachstum der Wüsten begünstigte. In Vorbereitung auf die Erste Internationale Weltfrauenkonferenz in Mexiko 1975 erzählten ihr die kenianischen Frauen – von denen 70 Prozent auch heute noch immer auf dem Lande leben – von ihren Sorgen und Nöten: Wassermangel, ungenügende landwirtschaftliche Erträge, das Fehlen von Feuerholz, Armut, ihre Männer in der Regel in der Stadt auf der Suche nach Arbeit. Damals startete sie als Vorsitzende des Rates Kenianischer Frauen ihre „Grüngürtel-Bewegung“: Viele Frauen begannen, rund um ihre privaten Anwesen einheimische Baumarten anzupflanzen. Auch Schulkinder schlossen sich der Bewegung an, so dass sich buchstäblich grüne Gürtel im ganzen Land auch rund um Schul- und Kirchengrundstücke ausbreiteten.

Mit dem Erfolg dieser Graswurzelbewegung, die schließlich auch zu Aufforstungen auf öffentlichem Gelände führte, wuchs aber auch der Widerstand der Regierung gegen die Initiative. „Ich verstand“, sagt Wangari Maathai, „dass die Ursachen für den Widerstand darin lagen, dass ein paar Leuten in der Regierung die gesamten Ressourcen des Landes – wie zum Beispiel der Wald und das Wasser – gehörten.“ So entwickelte sich die Initiative schließlich auch zu einer Bürgerrechtsbewegung gegen die Korruption und führte 2002 zur Wahl einer demokratischen Regierung in Kenia, der Wangari Maathai als Vize-Umweltministerin einige Jahre angehörte. Eine wahrhaft ungewöhnliche Karriere für ein afrikanisches Mädchen, das 1940 in Nyeri, Kenia, geboren und auf dem Lande groß wurde, wo sie wie alle Töchter für ihre Mutter Feuerholz sammelte und Wasser holte. „In der Nähe unseres Hauses gab es einen riesigen Feigenbaum mit vielen abgebrochenen Zweigen. Meine Mutter erklärte mir aber, dass ich die Zweige dieses Baumes nicht sammeln dürfe, denn dieser Baum sei besonders heilig. Seine Zweige dürften weder verbrannt werden, noch sei es erlaubt, sein Holz für den Hausbau oder andere Dinge zu verwenden. Als Baum Gottes sei es ihm erlaubt, einfach nur da zu sein, bis er irgendwann nach vielen Generationen von selbst zerfalle. Als Kind akzeptierte ich diese Erklärung und fragte nicht weiter nach.“ Später, als Naturwissenschaftlerin, weiß Wangari Maathai, dass dieser Feigenbaum mit seinen tiefen Wurzeln dafür sorgt, dass das Grundwasser auf einem bestimmten Niveau gehalten wird und so die Quellen der Flüsse speisen kann: „Die riesigen Wurzeln dieses Feigenbaums dringen bis zum Grundwasser vor und auf dem Wege dorthin können sie sogar den Fels sprengen, so dass das Wasser durch diese porösen Stellen in der Erde an die Oberfläche gelangen kann. Weil wir dieses Wissen verloren haben, wurden viele dieser Feigenbäume gefällt und stattdessen

kommerzielle Plantagen für den Anbau von Pinien- und Eukalyptusbäumen errichtet. Das Resultat sind vertrocknete Bäume, das Versiegen der Quellen und das Verschwinden vieler großer Flüsse, die jetzt nur noch kleine Rinnsale sind. Deshalb haben wir in einer Kampagne mit dem Green Belt Movement begonnen, wieder an die Bedeutung dieser Feigenbäume zu erinnern und sie wieder neu anzupflanzen, damit in vielleicht drei oder vier Generationen dieses fragile Ökosystem wieder restauriert sein wird und das Wasser zurückkehren kann.“

Die Liebe zur Natur, zu den Bäumen war immer Teil der spirituellen Tradition Afrikas. Wangari Maathai ist es wichtig, diese Tradition wieder wertzuschätzen, denn sie bedeutet, die Natur als Schöpfung Gottes zu sehen, die man ehren und schützen muss. Von den ursprünglichen Wäldern Afrikas sind heute nur noch zwei Prozent erhalten. Der Kolonialismus, der die Ausbeutung der natürlichen Reichtümer Kenias vorantrieb, die Rodung der Urwälder und den Anbau von Monokulturen zur Folge hatte, kann dafür verantwortlich gemacht werden. Damit einher ging die christliche Missionierung, als deren Folge die Menschen auch ihre traditionellen spirituellen Weisheiten verwarfen und die „heiligen Bäume“ fällten, die in dem sensiblen Ökosystem dafür gesorgt hatten, dass die Quellen nicht versiegt.

Wangari Maathai wurde als eines der ersten afrikanischen Mädchen von italienischen Nonnen in einer katholischen Missionsschule unterrichtet und bekam schließlich über das Kennedy Airlift-Stipendienprogramm die Möglichkeit, in den USA zu studieren. Sie ging nach Kansas ans Mount St. Scholastica College, das heute ihren Namen trägt. Dort wurde sie von gläubigen Frauen unterrichtet, deren urchristliche Lebenseinstellung und praktische Lebensführung sie sehr beeindruckten. „Ich war umgeben von Frauen, die mich wie ihre Tochter behandelten. Sie taten alles, um mir zu helfen, mich auszubilden und mein Leben zu bereichern. Ich sah Frauen, die für höhere Ziele und inneren Frieden arbeiteten. Das muss mein eigenes Bewusstsein und meine Werte tief beeinflusst haben.“ Die christliche Botschaft „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ gehört zu ihrem Wertekanon und Mutter Theresa gilt ihr als ein Vorbild. Ihre

Foto Mia MacDonald

Zeit in Amerika in den 60er Jahren der Bürgerrechtsbewegungen hat sie auch sensibilisiert für die Ideale der Freiheit und Gleichberechtigung. Das Engagement von Menschen wie Martin Luther King bestärken sie in ihrem eigenen Kampf für die Menschenrechte.

Als erste afrikanische Professorin an der Universität in Nairobi ist sie umgeben von Männern und sucht deshalb die Begegnung mit anderen Frauen im Kenianischen Rat für Frauen, dessen Vorsitzende sie schließlich wird. Ihr Kampf gegen die Korruption der Regierung und gegen die Pläne des damaligen Präsidenten, ein Hochhaus auf dem Gelände des öffentlichen Parks in Nairobi zu bauen, bringt ihr politische Verfolgung und Gefängnisstrafen ein.

Daniel arap Moi beschimpft sie, „eine Verrückte“ zu sein, die „die öffentliche Ordnung und Sicherheit des Landes“ gefährde. Da ist sie schon verheiratet und Mutter von drei kleinen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, die oft um ihre Mutter bangen.

Wangari Maathai in Kenia, 2004.



Buchpräsentation "Unbowed"



Foto Wanjira Mathai

**T**ochter Wanjira, die inzwischen die Öffentlichkeitsarbeit des Green Belt Movement übernommen hat, gesteht, dass es für sie als Kind oft nicht einfach war, mitzuerleben, wenn ihre Mutter verhaftet wurde oder mit Verletzungen nach Hause kam. Aber sie habe von ihrer Mutter gelernt, Fragen zu stellen und sich gegen Ungerechtigkeiten zu wehren. Auch wenn die Regierung ihre Mutter verfolgte, sei sie, die Tochter, doch zutiefst davon überzeugt gewesen, dass diese das Richtige tue. Außerdem sei ihre Mutter immer wieder zurückgekehrt: „Das hat mir die Gewissheit gegeben, dass sie unter einem besonderen Schutz steht.“

Von ihrem Mann, der in den 70er Jahren als Politiker Mitglied des Parlaments in Kenia war, lebt Wangari Maathai getrennt. Dieser hatte sie Ende der 70er Jahre mit der Begründung verlassen, sie sei „zu gebildet, zu stark, zu erfolgreich, zu starrsinnig und zu schwer zu kontrollieren“.

Das Green Belt Movement ist unter dem Namen „Grüne Gürtel für Mutter Erde“ inzwischen auch auf afrikanische Nachbarländer wie Tansania, Simbabwe, Uganda, Malawi, Lesotho und Äthiopien übergesprungen; seit 1986 gibt es ein pan-afrikanisches Grüngürtelnetzwerk.

Bäume sind für Wangari Maathai keine ökonomischen Ressourcen, sondern lebendige Wesen, die wie die Natur insgesamt durch ihre Schönheit und Erhabenheit den Menschen an seine eigene spirituelle Natur erinnern. Sie verweist aber auch auf die Tradition ihrer Vorfahren, sich unter Bäumen zu versammeln, um gemeinsam Lösungen für Probleme zu finden. Bäume sind daher in Afrika auch eng verbunden mit der Idee eines gemeinschaftlichen Raumes. Wangari Maathais Volk der Kikuyu wurde tausende von Jahren von Bäumen, Flüssen und besonders vom höchsten Berg Kenias, dem Mt. Kenya, inspiriert, der für die Kikuyu weiblich ist. Als Wangari Maathai 2004 erfährt, dass sie den Friedensnobelpreis bekommen soll, gesteht sie kurz darauf: „Ich habe gezittert, geweint und auf den Berg geblickt.“

Sie scheut sich nicht, ihre Gefühle zu zeigen. Und sie singt gerne – nicht nur mit den afrikanischen Frauen, wenn sie wieder einmal zusammen Bäume pflanzen. Auf dem Evangelischen Kirchentag in Hannover ergreift sie das Mikrofon und singt mit dem begeisterten Publikum das Lied, das sie zum Motto ihres Lebens gemacht hat: „This little light of mine/ I am going to make it shine – make it shine, make it shine, all over this land, I am going to make it shine!“ Kein Zweifel: Wangari Muta Maathai hat ihr Licht wie kaum eine andere zum Leuchten gebracht. „Sie trägt eben Feuer in sich“, wird einer

ihrer Söhne zitiert. Vielleicht nannte man sie deshalb in der Regierung auch „die Älteste des brennenden Speeres“.

Wangari Maathai wird nicht müde, ihre Vision einer friedlichen Welt zu verbreiten: „Wenn wir dem Feigenbaum den Krieg erklären, wenn wir den Insekten, den weißen Ameisen und den Würmern den Krieg erklären, erklären wir uns selbst den Krieg.“

Während des Klimagipfels in Kopenhagen im Dezember 2009 wird sie vom UN-Generalsekretär Ban Ki-moon zur Friedensbotschafterin der Vereinten Nationen erklärt: „Wangari Maathai ist ein lebendiges Beispiel dafür, dass eine einzelne Person mit ihrer Leidenschaft und ihrem Engagement die Welt verändern kann.“ Sie habe die physische und die soziale Landschaft Afrikas mit ihrem Einsatz für die Umwelt und die Rechte der Frauen tiefgreifend verändert.

Wangari Maathai fühlt sich tief verbunden mit ihrer Heimat Afrika, ist aber auch geprägt von ihren Erfahrungen in den USA, in Europa und auch in Asien. Sie empfindet es als paradox, dass gerade jetzt, wo es in Afrika Ausbildung und hoch entwickelte Technologie gibt, Afrikaner weniger in der Lage sind, das Land nachhaltig zu bewirtschaften als vorher.

„Der Grund dafür ist, dass wir die Wertschätzung für die Natur verloren haben und wir Fortschritt gleichsetzen mit mehr Konsum, mehr Beton und mehr Mobilität. Wenn ich in hoch entwickelte und reiche Länder, wie z.B. nach Deutschland fahre, dann stelle ich fest, dass es hier inzwischen mehr Bewusstsein darüber gibt, wie wichtig es ist, die Natur zu schützen. Es ist fast so, als ob wir Afrikaner wieder neu entdecken müssten, welche Bedeutung die Natur für uns hat. Mir schwebt vor, eine Bildungsinstitution zu gründen, wo auf der einen Seite wieder alte afrikanische Weisheiten und vergessene Werte gelehrt werden, auf der anderen Seite aber auch die Erfahrungen der entwickelten Länder mit einfließen können. Das könnte eine Ergänzung zur rein akademischen Ausbildung sein, die wir heute in den Schulen und Universitäten erlangen, wo wir zwar Titel und Abschlusszeugnisse erhalten, aber hinterher nicht in der Lage sind, uns selbst zu ernähren. Ich möchte mich für eine solche Institution stark machen, damit die Menschen begreifen, dass das Leben mehr ist als nur technischer Fortschritt.“

Infos: [www.greenbeltmovement.org](http://www.greenbeltmovement.org)

Wangari Maathai wird im September 2010 zum 30jährigen Jubiläum des „Alternativen Nobelpreises“ nach Bonn kommen.  
Infos: [www.kurswechseln.de](http://www.kurswechseln.de)



Wangari Maathai im Gespräch mit der Autorin Farah Lenser



Foto Maimichi Corporation



Foto Serge Bounda, New York City.

Bild oben: Wangari Maathai in Japan 2005

Bild unten: Paul Martin, ehemaliger Premierminister von Kanada mit Ban ki-Moon, UN Generalsekretär und Wangari Maathai